

Landesbibliothek Oldenburg

Digitalisierung von Drucken

Jahrbuch für das Oldenburger Münsterland

Vechta, Oldb, 1969-

Hans Pille: Augen und Fluchten

urn:nbn:de:gbv:45:1-5285

Augen und Fluchten

VON HANS PILLE

Von jeher habe ich die Menschen nach dem Blick ihrer Augen beurteilt und nicht darüber nachgedacht, ob ihnen damit Recht oder Unrecht geschah. Tante Bendine muß ich für diese unzulängliche Methode verantwortlich machen. Sie war die Schwester meines Vaters, eine kräftige, mittelgroße Frau mit dunklem Haar, einer scharf gebogenen Nase und herrisch blickenden Augen. Jedesmal, wenn ich über die große Tenne auf sie zuing, ihr gegenüberstand und endlich ihre kühle Hand spürte, erschauerte ich. Obwohl sie von einer herablassenden Freundlichkeit war, quälte mich auch an verborgenen Orten das unsichere Gefühl, daß sie hinter mir stehe. Wieviel Mut kostete es dann, mich umzudrehen, und wie atmete ich auf, wenn ich mir ihre Nähe nur eingebildet hatte.

Zur Zeit der Kartoffelernte durfte ich die Ferien auf ihrem großen Hof verleben. Gegen Abend stand eines der Pferde am Ackerrain angebunden. Ich löste die Zügel, sagte „hopp!“, und das Pferd gehorchte. Ich kommandierte, hielt es an und ließ es wieder weitergehen. Aber dann lärmte ein Kiebitz nahe vor uns auf. Das Pferde erschrak und brach zur Seite aus. Ich versuchte, an den Zügeln zu zerren, stürzte jedoch, wurde über den Acker geschleift und blieb liegen. Halb bewußtlos hörte ich Geschrei und Rufe, näherkommende Schritte.

„Hast du was abgekiegt?“ fragte jemand. Das Gesicht des älteren Veters beugte sich über mich. Als ich den Kopf schüttelte, drohte er: „O, warte, wenn Tante Bendine das gewahr wird! . . . Jaja!“ sagte er und ging weg. Drüben fuhren sie mit den hochbeladenen Wagen nach Haus. Anfeuernde Rufe, den Zugpferden zugehört, erklangen in der Dämmerung merkwürdig fern und abgehakt. Gleich würde ich vor Tante Bendine meine Schuld bekennen müssen; denn es würde heißen: „Nun sag schon, was du verbrochen hast!“

Ja, das ist solch ein Ausdruck: Kinder haben nichts getan, sondern etwas „verbrochen“. Dieses Wort belastet die Waage Gerechtigkeit, noch ehe der arme Schlucker darauf gewogen wird.

Auch mir klang es greulich in den Ohren. Da sprang ich auf und trabte dem Erlenwald zu. Plötzlich der Ruf nach mir, langgezogen, zweimal, dann tauchte ich ein zwischen die matt blinkenden Stämme, spürte das vom Abendtau feuchte Laub an den bloßen Füßen und dachte: Ich muß ihr den Rücken zukehren, dann sehe ich sie nicht mehr, die Augen.

Es war ein etwas wild gewachsener Wald, aber warm wie in einem Haus. Und voller Stille. Zwischen den Bäumen knisterte es; im Laub, in den Ästen eine feine, beklemmende Regsamkeit — der erste Anhauch einer Gefahr, die nirgendwo und überall zugleich war. Mein Herz klopfte wie eine kleine Faust in meiner Brust, und plötzlich wußte ich es: Ich war auf der Flucht! Das sagte ich halblaut vor mir hin: „Ich bin auf der Flucht.“ Es klang mir auf eine besondere Weise gruselig in den Ohren.

Als ich aus dem Wald herauskam, lag das „Moor“ dunstig-dunkel vor mir. Weidezäune wie aufgespannte Seile, ölig blinkende Gräben, ein verfallener Stall und der Wind, der mit rauhen Fingern über die Drähte strich. Immer wieder erschrak ich vor Gestalten, die formlos und lauernd dastanden, mich dennoch anzogen. Ich legte, atemlos bei ihnen angekommen, die Hand auf sie: fühlte Blätter, einen abgeknickten Baumstamm, eine verrostete Pumpe. Der Pfad, den ich vom Kiebitznester-Suchen kannte, hörte irgendwo auf, jedenfalls fand ich ihn nicht mehr. Nach einigem Umherirren stand ich unverhofft vor den Bahngleisen, da wußte ich wieder, wo ich war. In Olberdings Garten roch es nach kalter Asche vom Rankenfeuer. Ich umging das Haus, die Tür war schon verschlossen, aber es brannt noch Licht. Mutters Stimme: „Wer ist da?“ — „Ich!“

„Junge!“ Sie zog mich herein und drückte mich an sich. Ich sah ihre lieben, ein wenig besorgten Augen, und alle Bedrängnis war wie weggeblasen. Sie fragte mich, den verschmutzten Flüchtling, nicht sofort, warum ich zurückgekommen sei, sondern wusch mich und steckte mich ins Bett, und erst dort kam ich dazu, ihr zu berichten.

Als ich mich ausstreckte, fuhr ein leichter Wagen vor, dann näherten sich Schritte. Tante Bendine und der ältere Vetter waren gekommen.

„Ja, der ist hier“, hörte ich Mutter sagen. „Er schläft schon.“

Tante Bendine sagte vorwurfsvoll: „Hat er dir gesagt, was passiert ist?“ —

„Ja, er hat mir alles erzählt.“

„War ja nicht schlimm. Es hätte ihm doch niemand was getan.“

„Natürlich nicht“, entgegnete Mutter. „Aber so ist er eben.“

„Ich hätte gern noch mit ihm gesprochen. Aber wenn er schläft . . .“

„Ja, wir wollen ihn schlafen lassen.“

„Na, dann ist es ja gut, daß er . . . Ach so, seine Sachen habe ich bei mir. Er — kommt wohl nicht wieder.“ Es klang spitz.

„Nein“, sagte Mutter. Sie ging mit ihnen hinaus. Nach kurzer Zeit fuhr der Wagen ab, und sie kam zurück.

„Hast du gehört?“ — „Ja“, sagte ich. Mehr sprachen wir nicht darüber.

Tante Bendine ist nun schon seit einigen Jahren tot. Ich hatte sie lange nicht mehr gesehen, aber ihre Augen, erzählte ein Verwandter, seien bis zum letzten Atem blank gewesen.

*

Beim zweitenmal, als ich mich vor Augen fürchtete, tauchten sie am frühen Morgen in einer Kontortür auf. Sie sahen durch einen Kneifer, dessen Gläser von einer fadendünnen goldenen Fassung umklammert wurden. Je nachdem wie der Mann den Kopf bewegte, bekamen die Augen einen seltsam glasigen Glanz: der spöttisch aussah, zornig oder gering-schätzig. Hätte ich sie nur ein einziges Mal lachen sehen!

Er stand also in der Tür, groß, fast vierschrötig, etwas gebückt, das harte Haar schon gelichtet und die Kopfhaut rosig mit weißlichen Flecken. Die Nase war bleicher als das übrige Gesicht, und die dicken Lippen sahen immer feucht aus. Sein Blick überflog den Manufakturladen, dann blieb

er auf meiner Hand haften, die das Staubtuch führte. In derselben Sekunde wurde sie ungelenkt und stieß an die Glasvitrine mit den Spangen und Schnallen, den Knöpfen, den blechernen Rosen, daß es klirrte. Schon hörte ich seine Schritte. Nicht aufblicken! Weiterputzen. Dann der Geruch von Lilienseife, der asthmatische Atem, die Hand, die mir das Staubtuch wegriß, und die Stimme, die quengelig-verächtlich sagte: „Das macht man so!“ Herr Busta war ein Meister des Staubputzens. Akkurat, zeitweilig aber auch fast elegant handhabte er das Tuch. Sogar seine Nase rötete sich dabei. Er hauchte Holz und Glas an, polierte es, bückte sich, legte den Kopf schief, daß der steife Kragen in seinen Hals schnitt und beäugte sein Werk. Es schien, als habe er sein Leben lang nichts anderes so andächtig geübt wie das Staubputzen und tue es noch immer mit verbissenem Vergnügen.

Er ließ das Tuch vor mir liegen und sagte im Ton einer Frage, die die Antwort vorwegnimmt: „Wie macht man das?“

„So wie Sie das machen, Herr Busta.“

Ein geheimer Zwang befahl mir, ihn anzusehen. Als sögen seine Augen, die wie Fischaugen im Aquarium durch das Glas starrten, mich an und in sich auf — ich war nicht mehr ich selbst. Ich litt sehr und war zugleich unendlich traurig und hatte eine in der Kehle würgende Sehnsucht nach Augen, die nicht — die nicht so blickten.

Er zog seine gestrickte Weste glatt und sagte theaterhaft gekränkt: „Was machst du für ein Gesicht? Ich fresse dich nicht auf.“

Ich fresse dich nicht auf . . . Aber warum hatte er solche Augen? Warum gab es in Menschenköpfen die Augen des Habichts, warum die eines Manufakturisten, deren Blick den Staub aufwirbelte und einen Jungen in Furcht und Traurigkeit stürzte?

Schon nach der ersten Woche hatte ich gemerkt, daß ich nicht für den Beruf des Manufakturisten geeignet war. Zwar wußte ich noch nicht, was ich wollte, aber das jähe Ende wurde herbeigeführt vom morgendlichen Exerzieren mit dem Staubtuch und dem folgenden unabwendbaren Blick in die Augen des Herrn Busta.

Nach der Staublektion ging ich eines Morgens nach oben, packte meinen Koffer und schlich die Treppe hinunter. Ich hoffte, ungesehen aus dem Haus zu kommen. Jedoch Herr Busta stand plötzlich im Korridor und starrte mich an. Mit seinen Augen stellte er sich meiner Flucht in den Weg. Er zeigte auf meinen Koffer, stumm und ahnungsvoll. Ich bemerkte, daß der riffelige, rauhe, rechteckige Fingernagel wieder stumpf abgeschnitten war — nur nicht ihn selber ansehen.

„Ich gehe weg!“

Er verhalten ungeduldig: „Du gehst weg? Am Morgen? Und — wohin?“ Es war still im Korridor. Der Atem pumpte rauher, und ich sah noch immer die Hand an, die jetzt an der Hose zitterte, an dem moorbraunen Kammgarn, das Meter zu 9,85 Mark.

Er dämpfte seine Stimme: „Du willst weglaufen? Dein Vater hat doch einen Vertrag unterschrieben!“

Mein Mund war ganz trocken. „Ich bleibe hier nicht!“ sagte ich. Darauf drehte ich mich um und ging zur Tür. Und da erst, als ich sie schon öffnete,

sah ich ihn an. Gebückter als sonst stand er da, ratlos wischte er mit der Hand über den Mund. Die Augen — im einfallenden Tageslicht erschienen sie wie aus Glas.

Der Zug befuhr eine Nebenstrecke. Ich saß in einem leeren Abteil und sprach leise erregt vor mich hin. Als es anfang zu dämmern, der Warnschrei der Lokomotive über die Heide strich und Dörfer aufschreckte, fiel mir ein: Ich bin auf der Flucht! Wie damals, als ich vor Tante Bendine davonlief.

Es war Nacht, als ich ankam. Das Haus schickte mir seine Wärme entgegen. Ich zögerte, bevor ich ans Fenster klopfte; auf das Heimweh war ein anderes wehes, leeres Gefühl gefolgt. Die erste Probe, erwachsen zu werden, hatte ich nicht bestanden, weil die Erwachsenen es mir zu schwer gemacht hatten und meine Träume so leicht verwundbar waren.

An der Tür wartete ich auf Mutter. Durch die Glasscheibe sah ich ihre Gestalt, das schmale, schon alternde Gesicht. Sie hielt die Kerze hoch.

„Ja, du? So spät. Und mit dem Koffer — du bist doch nicht . . . ?“

Ich nickte. Dann saß ich am Tisch, deckte die Hand über die Augen und begriff, daß diese Heimehr wehtat, ihr und mir.

„Heimweh?“ — „Auch“, sagte ich leise. Ich legte meine Stirn in ihre offene Hand, und sie sagte: „Das müssen wir nun durchstehen. Vater ist böse auf dich.“

Vater ist böse auf dich . . . Mit meinem Herzen war ich immer viel weiter von ihm entfernt als von Mutter. Er liebte mich nicht oder vermochte es nicht zu zeigen; er war der Bruder von Tante Bendine. Seine Augen konnten im Zorn funkeln wie die ihren, obwohl ihnen der Glanz überlegenen Spotts, das lautlose Knistern, fehlte.

Im Laufe der Jahre habe ich Augen gesehen, für die das Gesicht nur eine halb überflüssige Zutat zu sein schien: verschlagene, hinterlistige, brutale, im Jähzorn explodierende Augen; die unzähligen alltäglichen, die nicht die geheimnisvolle Tiefe dunklen Wassers haben — aber auch solche weit von jeglicher Bosheit entfernte Augen wie die meiner Mutter, und ich bin noch oft auf der Flucht gewesen — von ihnen fort oder zu ihnen hin.

*

Zu ihnen hin . . . Viele Jahre später kam ein Telegramm in das kleine Mansardenzimmer: „Mutter schwer krank. Verlangt nach dir.“

Immer war ich in der Nacht gekommen, jedesmal als ein Müder, halb Verzweifelter — nun rief sie am Ende ihrer Kraft nach mir.

Es wurde Abend und wurde Nacht, und die letzte Strecke glich jener meiner Flucht vor Herrn Busta. Über H. stand ein gelblich fahler Himmel. Als ich ausstieg, kam mir alles kalt und eng und fremd vor.

„Sie wird wieder gesund werden“, sagte ich schnell.

Im Hause brannte Licht. Ich ging, wie als Kind, zum Schlafzimmerfenster und klopfte. Am Gesicht meiner Schwester, die mir öffnete, sah ich, wie es um Mutter stand.

Mutter hob langsam die Hand. „Junge! Gut, daß du da bist!“ Ihre Stimme klang schleppend. Während ich die wenigen Schritte zu ihr ging, empfand ich das Gefühl, daß ich jünger und kleiner wurde, und als ich am Bett

sitzend ihre Hand auf meinem Gesicht verspürte, war ihr Junge nach der Flucht durchs Moor soeben hier angekommen.

Obwohl ihr Atem schwer und röchelnd ging, sagte ich: „Du wirst wieder gesund werden.“

„Ja, das werde ich wohl“, erwiderte sie.

Nein, sie hatte keine Hoffnung mehr, und sie wußte auch, daß ich es nicht glaubte. Sie lag mit halb erloschenen, wie entleerten Augen. Zuviel Liebe, Mitleid und Verständnis hatten in ihnen gegläntzt. Aber meine Kindheit und Jugend sah ich dennoch unverlierbar in ihnen gespiegelt.

Fünfzehn Jahre . . . Manchmal sehe ich noch ihre Augen vor mir, wenn sie mir hilfreich neben schreckenden Augen erscheinen. Manchmal höre ich noch in ihrer Stimme die Laute früher Jahre tönen: Mahnung, Trost und den Widerklang meiner geheimen Furcht, der nur ihrem Ohr vernehmbar war.

Nävel

VON ELISABETH REINKE

*Novemberdag, de Welt de is so sachte.
De Nävelkappe heff'n swor Gewicht.
De Dag, de wiest son drömerich Gesicht,
as wenn he ganz wat Unvermauts verwachte*

*Wat mag't dann wäsen, wat dat Weltgericht
us arme Menschen heimlick taubedachte?
Wenn ik den Weltspektakel so betrachte,
dann kummt mi nich väl Gaudes tau Bericht*

*Is Sönndag. — Ji, de alltied so bombastig
henröttert un hensuust, ji drövt nich mehr.
Nu denkt ees na, un fall't uk noch so lastig.*

*Hüt is de Dag, nu sett't jau nich tau Wehr.
Nu, as ji still wän möt un nich so hastig,
nu lustert tau, nu spreck de Hoge Heer.*

Die große Vision

VON CONSTANZ VOGEL

*Im hohen Gottesdome
schaust du sie dir wohl an,
die Wolken, die Phantome,
die im gekühlten Strome
die Feuchte formen kann?*

*Weißt du, daß das, was Erde
hier unten drall vollzieht,
im Luftaum, als Gebärde
aus Tau im Wind versprüht,
traumbildlich nachgeschieht?*

*Gönn drum die Zauberzeichen
der Wolken dir wie Lohn.
Erforsche, wem sie gleichen,
die hold verformt hinschweifen
als große Vision.*

De Krakeeler

VON HEINZ VAN DER WALL

Dat was würkelk gaut up Wellmanns Hochtiet. De Sünne har schäänen, as de Brutlüe van de Karken kamen wassen; de Wien an'n Middagsdisk was jüst paß wäsen tau den Braden; den Kauken un Torten harn schmeckt as änners bloß tau Wiehnachten. Un nu was de Awend kamen; de Musik spälde un dat Beer schümmde in de Glöser, un de Lüe maakden sik ehr Plaseer. Wekker mügg nich up so eene moie Hochtiet wäsen?

De Stunnen löpen, un dat güng hoch her up Wellmanns Daal. Ik was midden tüsken den Rummel, un af un an müß ik mit de Fingers den Hemdkragen wieden, de mi bi de Hitte tau eng üm den Hals kneep.